

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **29 (1884)**

Heft 32

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

№ 32.

Erscheint jeden Samstag.

9. August.

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Cts., franko durch die ganze Schweiz. — **Insertionsgebühr:** die gespaltene Petitzeile 15 Cts. (15 Pfennige). — Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küsnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Rüegg in Bern, Anzeigen an J. Huber's Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressiren.

Inhalt: Die geschichtliche Entwicklung der Leselehmethoden. V. — Johannes Farner. — Rüeeggs Lesebücher für die Ober- schule. V. — Aus amtlichen Mitteilungen. — Allerlei. — Literarisches. —

R. Die geschichtliche Entwicklung der Leselehmethoden.

V.

c. Die Schreiblesemethode.

1) Olivier und Krug begannen nicht mehr unmittelbar mit dem Lesen. Ihre Forderung, dass die Lautsprache der Schriftsprache vorangehen müsse, fand immer allgemeinere Anerkennung. Auch Gottlob Leberecht Schulze (1779 bis 1846), dessen Lautirmethode fast in ganz Sachsen in Gebrauch kam, lässt in seiner 1821 erschienenen „Legographologie“ (d. h. Leseschreiblehre) dem Leseunterrichte verschiedene Vorübungen vorausgehen, durch welche die Schüler Wörter, Silben und Laute unterscheiden lernen und mit den Sprachwerkzeugen bekannt gemacht werden. Man übte also das Sprechen vor dem Lesen und das war ein Fortschritt. Allein man übersah, dass das Lesen für den Menschen erst ein Bedürfnis werden konnte, als er das Gesprochene räumlich darzustellen, d. h. zu schreiben vermochte. In der Tat bestand der nächste methodische Fortschritt darin, dass man die Einsicht in den natürlichen Zusammenhang von Sprechen, Schreiben und Lesen in die Schulpraxis umzusetzen suchte. Man übte nun den Schüler vorerst im reinen Sprechen und in der schriftlichen Darstellung der Lautsprache, d. h. im Schreiben, um mit demselben sogleich die Wiederbelautung, d. h. das Lesen, zu verbinden. Aus dieser innigen Verbindung von Schreiben und Lesen entstand die *Schreiblesemethode*. War bisher das Lesen ein besonderes Geschäft, nach dessen Erledigung man erst zu dem weiteren Geschäft des Schreibens überging, so wurde nunmehr das Lesen zugleich mit dem Schreiben und an demselben Übungsstoffe erlernt. Das Hauptverdienst um die Begründung und Verbreitung der Schreiblesemethode gebührt dem königlich bayerischen Schullehrer Graser, welcher zur Schreiblesemethode eine ähnliche Stellung einnimmt wie Stephani zur Lautirmethode. Graser hat nämlich die neue Methode in die Schule gebracht, sie begründet und verbreitet; allein der Erfinder derselben ist

er nicht. Abgesehen davon, dass die Methode fast gleichzeitig mit Graser von einzelnen Schulmännern Norddeutschlands empfohlen und angewendet wurde, war ihr Prinzip schon frühe bekannt und fand bereits in den alten „Schriefscholen“ Anwendung. Diese Schreiblesemethoden, im Gegensatz zu den lateinischen oft auch „deutsche Schulen“ genannt, entstanden allmählig von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an in den deutschen Städten und waren wesentlich dazu bestimmt, die Jugend für die Bedürfnisse des gewerblichen Verkehrs mit dem Schreiben und Lesen der Muttersprache bekannt zu machen. Da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so gab es nur eine Schrift, die Schreiblesemethode, welche schreibend und lesend zugleich, also in einer Art von Schreibleseunterricht erlernt wurde. Nachdem aber die Buchdruckerkunst erfunden war und in der Folge bei der Druck- und Schreiblesemethode verschiedene Buchstabenformen gebräuchlich wurden, fing man an, den Leseunterricht mit der Druckschrift zu beginnen und den Schreibleseunterricht erst später als gesonderten Unterrichtsweig nachfolgen zu lassen. So ging es Jahrhunderte lang, bis Graser im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die ursprüngliche Verbindung von Schreiben und Lesen im Elementarunterrichte wieder herstellte.

Die Unterstützung des schwierigen Lesenlernens durch gleichzeitiges Schreiben ist aber so natürlich und nahe- liegend, dass dieser Gedanke von Zeit zu Zeit auftauchte und zu praktischen Versuchen führte. Wir heben unter den Vorläufern Grasers hervor: Ratke, Trapp, Horstig und Harnisch.

Wolfgang Ratke (1571—1634), gewöhnlich Ratichius genannt, wurde 1519 nach Cöthen berufen, um daselbst eine Musterschule anzulegen. Unter seinem Einfluss entstand 1620 die Cöthener Schul- und Lehrordnung, worin es heisst: „In der Muttersprache, welche bey uns die Deutsche ist, soll der anfang der Unterweisung gemacht werden. Daher auch des Schreibens und Lesens. Unter welchen das letzte, damit es desto besser gelernet werde, das erste zu hülfe haben soll. Derhalben soll der Präceptor

mit der ersten und besonders unterweisung von den schlechten und ursprünglichen Buchstaben, als die da leichter sind, den anfang machen, ehe denn er den Knaben zur taffel, und gewöhnlichen Ordnung des A b c führe. Soll demnach den Buchstaben i mit roter Dinten, nach dieser Ordnung schreiben: i i i i u. s. w. In dem nun der Knabe den Präceptor schreiben siehet, und zugleich aussprechen höret, macht der Präceptor mit einer andern feder die Buchstaben eine nach der andern schwarz, also, das er einen jeden zugleich ausspricht. Darnach schreibet er eben auff solche art und weise denselben Buchstaben mit roth in des Schülers buch, und alsdann heisst er erstlich den Schüler mit der schwarzen feder den Buchstaben nachmachen, und zugleich, wenn er ihn geschrieben, aussprechen.“ etc.

Ernst Christian Trapp (1745—1818), der Theoretiker unter den Philanthropisten, empfiehlt das Schreiben wiederholt; so auch in seiner Hauptschrift: „*Versuch einer Pädagogik*. Berlin, F. Nicolai 1780.“ Er sagt: „Ich würde das Schreibenlernen gleich von Anfang an mit dem Lesenlernen verbinden. Es scheint mir in mancher Hinsicht vorteilhaft. . . Eine Schwierigkeit hierbei ist diese, dass das geschriebene Alphabet nicht mit dem gedruckten übereinkommt. Man muss daher, wenn man die Kinder zugleich will schreiben lehren, entweder mit dem geschriebenen Alphabet den Anfang des Lesenlernens machen; und das könnte man ohne Schaden thun, wenn man nur genug lesbare Kindersachen geschrieben vorrätig hätte; oder man muss beide Alphabete zugleich lernen lassen, welches auch ohne sonderliche Schwierigkeiten geschehen kann. Das geschriebene lateinische Alphabet scheint schicklicher dazu zu sein, als das deutsche, weil jenes mehr mit dem gedruckten Lateinischen übereinkommt, als dieses mit dem gedruckten Deutschen. Es gehört zu den Wünschen, die nicht erfüllt werden, dass wir nur ein einziges Alphabet für Latein und Deutsch, für den Druck und für das Schreiben hätten; ferner, dass die grossen Buchstaben nur der Grösse und Dicke, und nicht auch der Figur nach von den kleinen verschieden wären, so wie auch Herr Campe in seinem Lesebuch sie hat drucken lassen.“

Karl Gottlieb Horstig (1763—1835), Schaumburg-Lippescher Konsistorialrat und Superintendent, gab 1796 eine „*Anweisung für Lehrer in den Bürgerschulen*“ heraus, in welcher er sich in dem Abschnitt: „Wie soll der junge Bürger lesen und schreiben lernen?“ für die Verbindung des Lesens mit dem Schreiben ausspricht. Das Schreiben trage zum Erlernen des Lesens nicht weniger bei, als das Lesen zum Erlernen des Schreibens, und es sei „folgich eine unnötige doppelte Arbeit, wenn man den Kindern das Lesen besonders und das Schreiben wieder besonders lehren wolle“. Er beginnt mit den Vokalen. „Dabei müsste der Lehrer nicht verlangen, dass die Kinder gleich von Anfang sollten schön schreiben oder geschwind schreiben lernen. Ein einziger gerader Strich mit Kreide an der Wandtafel oder mit Tinte, Bleistift und Griffel auf

Papier oder Schiefer gezeichnet, über den man einen Punkt setzt, ist hinreichend, den Kindern eine charakteristische Vorstellung von einem i zu geben, welches sie ohne Schwierigkeit werden nachmalen lernen. . . Dieses würde eine Art Schrift geben, welche mit der gedruckten lateinischen und deutschen Schrift die meiste Ähnlichkeit hätte, und der Schüler würde auf diese Art nicht nötig haben, lateinische Schrift besonders kennen zu lernen, weil es ihm gleich viel sein würde, ob seine charakteristischen Buchstabenstriche unten und oben mit Absätzen, wie im deutschen Druck und in der geschriebenen Fraktur- und Kanzleischrift oder mit Rundungen versehen wären, wie in der lateinischen Schrift, ob sie gerade oder etwas schief gelegt wären.“ Bei der nachfolgenden Behandlung der Konsonanten eifert Horstig lebhaft gegen das Buchstabenlernen; er will dieselben aber auch nicht einzeln belauten lassen, sondern sie sollen sofort in einfachen Wörtchen (wie: auf, so) vorgeführt und in dieser Verbindung gelesen werden. — Horstig ist ein Vorläufer Grasers nicht nur darin, dass er das Lesenlernen mit dem Schreiben verbindet, sondern auch darin, dass er für den ersten Unterricht Buchstabenformen empfiehlt, welche bei Grasers „*Elementarschrift*“ in ähnlicher Weise wiederkehren.

Christian Wilhelm Harnisch (1787—1864), der bekannte preussische Seminardirektor zu Weissenfels, gab als Seminarlehrer zu Breslau heraus: 1) „*Fassliche Anweisung zum vollständigen deutschen Sprachunterricht*, enthaltend das Sprechen und Zeichnen, Lesen und Schreiben, Anschauen und Empfinden, für Volksschullehrer bearbeitet. Breslau 1813.“ 2) „*Erstes Sprachbuch*, oder Übungen, um richtig sprechen, lesen und schreiben zu lernen, für Volksschulen bearbeitet. Ebenda, 1813.“ Harnisch lässt dem Schreiben und Lesen zwei Arten von Vorübungen vorgehen. Die einen beziehen sich auf die Sprachorgane; es sind Sprechübungen. Zuerst werden die Kinder in der „reinen, fertigen und deutlichen Aussprache“ der Stimmlaute geübt nach der Reihenfolge: a, ä, e, ö, o, u, ü, i — au, eu, ei. Dann werden die Mitlaute in Verbindung mit den Stimmlauten vielfach in Silbenreihen gesprochen: ba, bä, be, bö, bo, bu, bü, bi, bau, beu, bei — ab, äb, eb, öb, ob, ub, üb, ib, aub, eub, eib etc. Nachher folgen zusammengesetzte Vorlaute, wie bl, pl, gl, fl. . . skl, spr, pfl, pfr, dann Nachlaute, wie lb, lp, mb, mp u. s. w. bis: nchst, nkst, mpft, mpfst. Darauf kommen Übungen im Vor- und Nachsprechen von Wörtern „in gehöriger Stufenfolge“. Die Vorübungen der zweiten Art bestehen im Darstellen von „Strichen, Winkeln, Dreiecken, Vierecken, Sechsen- und Achtecken, Kreisen, Erdbahnen (Ellipsen), Eirunden (Ovalen) und Schneckenstrichen“. Ohr und Sprachwerkzeuge, Auge und Hand sind nun hinlänglich vorgebildet. „Das Lesen und Schreiben ist den Kindern jetzt ein Spiel, und wir schreiten nun dazu.“ Zuerst werden die Stimmlaute nach ihrer Schreiblichkeit eingeübt: i, ü, u, e, o, ö, a, ä. Der Lehrer schreibt den Buchstaben an der Wandtafel vor und lässt ihn auf der Schiefertafel nachschreiben

und lesen. Geht dies, „so zeige man den gedruckten Buchstaben vor und gebe den Unterschied an: geschrieben, gedruckt“. Die Mitlaute werden ebenfalls nach ihrer Schreiblichkeit vorgeführt, jedoch nicht einzeln, sondern wie bei den Sprechübungen in zweilautigen Silben. „Das Wesentliche ist aber, dass ihr zu keinem Mitlaut eher übergeht, bevor nicht der vorige genau eingeübt ist, dass ihr nie den Mitlaut anders als im Zusammenhang mit einem Stimmlaut und dann mit diesem zugleich aussprechen lasst und selbst spricht, dass ihr durchaus das Lesen und Schreiben verbindet.“ Im Fortgange steigert sich die Schwierigkeit der Silben und Wörter ähnlich wie bei den Sprechübungen. — Was Harnisch in seiner „Anweisung“ bietet und in der Übungsschule des Breslauer Seminars durchführte, entspricht dem Verfahren, das man später als „gemischte Schreibmethode“ bezeichnete.

Ungefähr gleichzeitig mit Harnisch trat der süddeutsche Schulmann *Johann Baptist Graser* mit einer neuen selbständigen Methode hervor, die in der Folge, zwar vereinfacht und verbessert, sich in die Volksschulen allgemein einbürgerte, so dass die Schreibmethode von vielen einfach Grasersche Methode genannt wurde.

J. B. Graser wurde 1766 geboren. Nach Beendigung seiner theologischen Studien widmete er sich wesentlich der Pädagogik; er war Lehrer, dann zweiter Direktor an der erzbischöflichen Pagenanstalt in Salzburg, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität zu Landshut, endlich von 1810 an bayerischer Regierungs- und Schulrat zu Bayreuth, in welcher Stellung er 1825 in den Ruhestand versetzt wurde. Graser starb 1841 zu Bayreuth. Unter seinen zahlreichen Schriften kommen hier namentlich in betracht: 1) „*Die Elementarschule fürs Leben in ihrer Grundlage*. Bayreuth 1817.“ 2) „*Der erste Kindesunterricht die erste Kindesqual*. Eine Kritik der bisher üblichen Lesemethoden und eine nöthige Beigabe zu der Elementarschule fürs Leben. Schulaufsehern, Lehrern und Müttern, welche die Kinder lieben und ihre Bildung wollen, zur Beherzigung mitgetheilt. Bayreuth 1819.“ Graser ist ein entschiedener Gegner wie der Buchstabil-, so auch der Lautirmethode. Er will überhaupt nicht, dass der Unterricht mit dem Lesen und Schreiben beginne, sondern verlangt, dass ein ausführlicher Vorbereitungskurs vorangehe. Seine „Elementar-Unterrichts-Gymnastik“, mit welchem Namen er das bezeichnet, was wir Anschauungsunterricht zu nennen pflegen, zerfällt in vier Kurse: 1) Das Haus als Wohnplatz der Zusammenlebenden; 2) die Bewohner des Hauses; 3) die häuslichen Bedürfnisse der Bewohner; 4) die Sprache als Mittel des wechselseitigen Umgangs der menschlichen Bewohner. Erst dieser letzte Kurs lässt den Schüler die Sprache und damit auch Schreiben und Lesen als Bedürfnis des geselligen Beisammenseins erkennen und führt dann einen bestimmten Lehrgang des Schreiblesens durch. Graser fordert, „dass der Anfang mit dem Schreiben gemacht werde; denn zuerst muss das Wort in der Schrift

dargestellt werden, ehe es gelesen werden kann“, und der Schüler muss „erst die Einsicht erhalten, wie es zuingt, dass hier Zeichen erscheinen, welche für artikulierte Töne dastehn und den Anschauenden zum Hervorbringen derselben auffordern sollen“. Graser betrachtet die Buchstaben nicht als willkürlich gewählte Zeichen, sondern als entsprechende Abbildungen der *Stellungen am und im Munde*. Darauf sind nun auch die Schüler hinzuleiten. Die Sprachlaute werden ihnen aber nicht einzeln vorgeführt, sondern es wird ein passendes Wort aus einem Satze herausgegriffen und in seine Teile zerlegt, wobei indes nicht lautirt, sondern elementirt wird. Man spricht z. B. das Wort „komm“, dann unter Weglassung einzelner Laute: „ko“ und „omm“, wodurch die Schüler erkennen sollen, dass das Wort aus drei Teilen besteht. Genaues Aufmerken und Beschreiben der verschiedenen Stellungen, welche der Mund beim Aussprechen dieser Teile annimmt, soll den Schüler lehren, dass jeder derselben eine andere Mundstellung erfordert. Sind diese Mundstellungen scharf aufgefasst, so werden sie nun auch nachgebildet (geschrieben); denn wenn der Schüler sie „abgebildet sähe, würde er sich sie am Munde selbst vorstellen und denjenigen sich redend denken, welcher sie so an seinem Munde vorgenommen hätte“. Er würde also „alles, was er auch zu Entfernten sprechen wolle, auf diese Weise ihnen schnell zusenden können, und wenn er solche Abbildungen von Worten sähe, ebenso auch wissen, was andere sprechen wollten“. Graser anerkennt zwar, dass die Mundstellungen durch unsere Buchstaben „nicht mathematisch genau nachgebildet werden“, und begnügt sich, wenn auch nur „die nächste Ähnlichkeit des Bildes mit dem Gegenstande, d. i. mit der Mundstellung oder Mundbewegung bemerkt werden kann“, allein er hält fest an dem Gedanken, dass die Buchstaben ursprünglich entstanden seien als Abbildungen der jeweiligen Mundstellungen, welche bei Erzeugung des Lautes wahrgenommen werden. Darum bedauert er, dass keine „Monumente der ältesten oder ursprünglichen und rohesten phönizischen Schrift zu finden seien, um sich davon zu überzeugen, wie die Buchstaben die Stellungen des Mundes, mit welchen sie hervorgebracht werden, nachbilden“. Die lateinische Schrift erscheint ihm als diejenige, welche „die Abbildungen der Mundstellungen noch am natürlichsten darstellte“. Darum wählte Graser für den ersten Unterricht die lateinische Schrift, allein nicht so, wie er sie vorfand, sondern in einer veränderten, etwas eckigen, aber immerhin sehr ähnlichen Form, die er „Elementarschrift“ nannte. — Die Buchstaben werden in streng methodischer Folge behandelt und sogleich in die mannigfaltigste Verbindung gebracht, so dass von Anfang an Wörtchen geschrieben und gelesen werden. Die analytische und synthetische Methode gehen Hand in Hand, Schreiben und Lesen werden vom Schüler mit einander gelernt. Erst nachdem die Kenntnis aller kleinen Buchstaben erworben ist, treten auch die grossen hinzu, und sobald die Kinder die lateinische Schrift vollständig inne haben, wird die

deutsche Druckschrift damit verglichen und so das Lesen auf leichte Weise erlernt.

Wie das Lautiren gegenüber dem Buchstabiren, so war die Grasersche Methode abermals ein bedeutender Schritt zur Verbesserung des ersten Schulunterrichtes. Man muss aber das Wesentliche derselben vom Unwesentlichen sorgfältig unterscheiden. Wesentlich ist nur die Verbindung des Lesens mit dem Schreiben, die genaue Beachtung des innern Zusammenhangs von Sprechen, Schreiben und Lesen und der streng methodische Gang der Übungen. Im einzelnen folgte Graser nicht immer dem Bedürfnis der Kindesnatur, sondern liess sich mehr vom Bedürfnis des eigenen Denkens leiten und wurde dadurch vom einfachen, natürlichen Wege abgeführt. So ist die Auffassung der Buchstaben als Abbilder der verschiedenen Mundstellungen eine blosser Spielerei, die in der Ausführung missglückte und für die Praxis der Schule überhaupt keinen Wert hat. Ebenso war die „Elementarschrift“ als blosser Schulschrift, die später keine Verwendung finden, sondern bald durch die gewöhnliche Schrift ersetzt werden sollte, eine müssige Erfindung, welche sich nicht in die Schule einbürgern konnte. Dagegen erwies sich die wohl begründete Verbindung des Lesens mit dem Schreiben als so zweckmässig, dass sie seither eine sorgfältige methodische Ausbildung erfahren und in den deutschen Schulen einen gesicherten Platz errungen hat. Grasers Verdienst wird darum bleiben und sein Name mit Dank und Anerkennung genannt werden, wenn man längst aufgehört haben wird, über das Unwesentliche seiner Methode zu streiten.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Farner.

Am Sonntag den 4. Mai ist ein Mann entschlumert, dessen Andenken nicht so bald erlöschen wird, und der es wohl verdient hat, dass ihm an dieser Stelle ein Kränzlein der Erinnerung geflochten werde. Es war dies *Johannes Farner*, Lehrer an der Mädchenschule in Zürich. Derselbe wurde am 12. April 1819 zu *Oberstammheim* geboren.

Den ersten Schulunterricht empfing er bei einem alten Schulmeister, erst im dreizehnten Jahre ging er zu einem jungen Lehrer, welcher in Zürich die neue Lehrmethode kennen gelernt hatte, in die Schule, und im Frühjahr 1834 wurde er nebst einem andern Knaben (Frei) dem jetzt noch im Schuldienste tätigen Lehrer *Langhard* übergeben, damit dieser beide für die Aufnahmeprüfung ins Seminar vorbereite. Im April des folgenden Jahres bestanden sie diese befriedigend und traten sodann ins Seminar ein.

Farner besass gute Anlagen und war eine stille, ernste, fast mädchenhaft schüchterne Persönlichkeit. Herr Direktor Scherr und die übrigen Lehrer des Seminars achteten Farner um seines bescheidenen, aufrichtigen Wesens und seiner gediegenen Leistungen willen, und seine Mitzöglinge liebten ihn und haben ihm ihre Liebe bis zum Grabe bewahrt. Nach zwei Jahren eifrigen Studiums verliess Farner die ihm liebgewordene Stätte und trat ins berufliche Leben über.

Der Erziehungsrat wies ihm die Elementarschule zu *Unterstammheim* an. Er erteilte den Unterricht in leicht verständlicher Weise und behandelte die Kleinen mit grosser Liebe

und Geduld, gegen Fehlbare und Schwache bewies er allezeit Schonung und Nachsicht. Wer seine Schule zum ersten Mal besuchte, dem fiel es auf, dass die Schüler sich so frei bewegen durften. Körperliche Züchtigungen wendete er nur in ausserordentlichen Fällen an, dann aber litt er mehr darunter als die Bestraften.

Die Lehrer wurden in damaliger Zeit vielorts scheinbar angesehen, wenn sie mit der Schuljugend einen Spaziergang oder Ausflug unternahmen. Unser Freund liess sich jedoch durch dieses Vorurteil nicht einschüchtern, jeden Sommer durchstreifte er mit seinen Schülern Berg und Tal und ergötzte sich mit den Kleinen bei fröhlichem Spiel.

Wie ernst Farner schon als Jüngling seine erzieherische Pflicht auffasste und mit welcher guten Vorsätzen er an sein Tagewerk ging, erhellt aus folgenden Worten, die er in der Neujahrsnacht 1842 in sein Tagebuch eintrug: „Mein heiliger Beruf soll mir immer lieber und teurer werden. Auch dieses Jahr will ich mit allem Fleiss demselben obliegen. Alles will ich *tun*, um meine lieben Kleinen zu nützlichen und guten Menschen heranzubilden und sie Gott und ihrem Heiland zuzuführen. Alles will ich *meiden*, was mich von meinem heiligen Berufe abziehen könnte. Meine Mussestunden sollen mir köstlich sein, ich will sie gewissenhaft dazu benutzen, um mein bloss stückweises Wissen immer mehr und mehr zu vervollständigen.“

Es ist hier der Ort, wo wir noch einer andern Seite in der Lehrtätigkeit Farners gedenken müssen. Jene unglücklichen Mitgeschöpfe, denen wegen eines organischen Fehlers infolge von Krankheit einzelne Tore der Erkenntnis verschlossen blieben — die Taubstummen und Blinden — fanden an unserm Freund einen allezeit bereitwilligen Tröster, Berater und Helfer. Sowohl in Stammheim als auch später in Hottingen und Zürich lehrte Farner junge Leute, die dem gewöhnlichen Schulunterrichte nicht hätten folgen können, mit glücklichem Erfolg sprechen, lesen und schreiben. So qualifizierte er sich auch auf diesem Gebiete als Lehrer, wo das Unterrichten doppelt schwer ist und wozu ein volles Mass von Selbstverleugung gehört.

Allmählig wurde Farner in weitem Kreise bekannt. Seine Kollegen im Bezirk Andelfingen achteten in ihm nicht bloss den tüchtigen Schulmann, sondern ebenso sehr den lauterem, goldreinen Charakter. Sie wählten ihn für zwei Amtsperioden in die Bezirksschulpflege und während einer Reihe von Jahren zum Vorstandsmitglied und Präsidenten des Schulkapitels.

Von verschiedenen Gemeinden unseres Kantons ergingen Anfragen an ihn, ob er sich nicht dorthin wählen lassen. Farner schlug jedoch beharrlich aus, fest entschlossen, seine Stellung nur in dem Falle zu ändern, wenn ihm der Wechsel günstige Chancen für die Erziehung und berufliche Ausbildung seiner Kinder böte.

Unser Freund hatte nämlich mittlerweile einen eigenen Hausstand gegründet. Schwere Sorge lastete auf ihm und seiner Gattin, als er von einer hartnäckigen, mehrere Jahre andauernden Krankheit befallen wurde, die aller Kunst der Ärzte zu spotten schien und auch durch zweimaligen Gebrauch der Bäder zu Pfäfers nicht völlig beseitigt werden konnte. Zur grossen Freude seiner Familie trat endlich in seinem Befinden entschiedene Besserung ein, und von da an war er ein gesunder Mann bis auf seine letzten Lebensjahre.

Mit Rücksicht auf seine l. Angehörigen benützte unser Freund die Gelegenheit, in die Nähe von Zürich zu kommen, wo er hoffen durfte, sein Einkommen durch Erteilung von Privatunterricht vermehren zu können. Im Jahre 1857 wurde Farner an eine neu gegründete Schulstelle in Hottingen gewählt, welche er aber erst im Frühjahr 1858 antreten musste. Doch schon nach drei Jahren trat ein nochmaliger Stellenwechsel ein. Bei

der im Jahre 1860 vorbereiteten und im folgenden Jahre durchgeführten Neugestaltung der Schulverhältnisse in der Stadt Zürich, wobei die Stadtschulpflege so viele tüchtige Lehrer ab der Landschaft heranzog, suchte sie auch Farner zu gewinnen. Zwar machte es dem gewissenhaften Manne etwelche Mühe, dem Rufe zu folgen; denn es kam ihm vor, er begehe damit ein Unrecht an der Gemeinde Hottingen. Zwei Umstände überwogen jedoch diese Bedenken: Farner hatte Aussicht, eine Stelle an der *Mädchenschule* zu bekommen und von der *Ergänzungsschule* frei zu werden. Ihm, der eine so feinfühligke Natur war, über dessen Lippen nie ein rohes Wort kam, selbst in der Aufregung nicht, war die Lehrtätigkeit unter Mädchen sympathischer als die an einer gemischten Schule.

Mit geringen Unterbrechungen, welche durch zeitweiliges Unwohlsein in den letzten Jahren verursacht wurden, wirkte Farner vom Jahre 1861 bis zu den Sommerferien 1883 an der Stadtschule, zuletzt noch als der einzige Lehrer, welcher einer Mädchen-Elementarklasse vorstand.

Hier fühlte er sich am rechten Platze, und es war ihm daher leicht, ihn ganz auszufüllen. Farner suchte die Lösung der erzieherischen Aufgabe weniger in *extensiver* als in *intensiver* Richtung. Nicht möglichst viel zu lehren, aber den Unterricht zu vertiefen und den gebotenen Lehrstoff zum Gemeingut aller Schüler zu machen, das war sein Hauptbestreben. Er war ein Feind jeglicher Pedanterie und schablonenhafter Abrichterei und schonte die individuellen Eigentümlichkeiten der Kinder, soweit es sich mit der Schuldisziplin vertrug. Er verlegte sich nicht auf methodische Künsteleien, hütete sich aber ernstlich davor, in ausgefahrenen Geleisen zu gehen. Er verstund es, die Zaghaften zu ermutigen, den Schwachen nachzuhelfen und doch auch die Begabten zu fördern, in allen aber den Lerntrieb wach zu halten und ihr Fassungs- und Beobachtungsvermögen zu schärfen. Sein ganzes Tun war getragen von hohem sittlichem Ernste und von dem Geiste der Liebe. Er befolgte den Grundsatz: „Wer Liebe ernten will, der muss auch Liebe pflanzen.“ Aus all' dem erklärt sich die nachhaltige Wirkung seiner Arbeit und die innige und dauernde Verehrung, mit welcher ehemalige Schüler und Schülerinnen an ihrem Lehrer hingen.

Man hat Farner oft mit dem verstorbenen Kollegen Bänninger in Horgen verglichen, und wirklich waren sie sich in manchem Punkte gleich. Beiden hatten die Museen ein Angebinde mit auf den Lebensweg gegeben. Farner schrieb zu meist Gelegenheitsgedichte heitern und ernstern Genres und Naturschilderungen. Mit einem poetischen Glückswunsche zum Namens- oder Geburtstage, Jahreswechsel, Hochzeitsfeste etc. bereitete er gerne Freude, oder er tröstete mit einer tief empfundenen Elegie solche Eltern, die über den frühen Tod eines geliebten Kindes trauerten. Nur wenige seiner Gedichte haben den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. In den Vierzigerjahren lieferte er Beiträge in ein Unterhaltungsblatt.

In der freien Gottesnatur weilte unser Freund gerne; Insekten und Pflanzen zu sammeln war ihm eine Lust, und er erwies sich als ein aufmerksamer Beobachter des Tier- und Pflanzenlebens.

Neben treuester Erfüllung seiner Obliegenheiten in der Schule vergass er auch die gesellschaftlichen Pflichten nicht. Jahrelang war er Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaft der Kirchgemeinde Neumünster und zugleich einer ihrer Sparkassaeinnehmer, der Gemeinde Hottingen diente er als Schulpfeger. Es stand völlig im Einklang mit der selbstlosen Natur Farners, dass er sich nie vordrängte. Suchte jemand seinen Rat, er gewährte ihn gerne; an Lehrerversammlungen ergriff er selten das Wort; geschah es dennoch, so war es in folge vorangegangener Aufforderung oder wenn ihn seine Überzeugung

reden hiess. An anderen Personen ehrte er die Überzeugung, mochte sie sich auf pädagogischem, religiösem oder politischem Gebiete äussern. Den Zänkereien der politischen Parteien stand er ferne.

Wie Farner sich seinen Schülern als treuer Lehrer erwies, so war er für seine eigenen Kinder ein liebender vorsorgender Vater. Als sie alle erzogen waren, hoffte er, einen ruhigen Lebensabend geniessen zu können, sofern ihm das edle Gut der Gesundheit erhalten bliebe. Da traf im Januar 1879 die Trauerkunde ein, dass sein ältester Sohn Emil, ein liebenswürdiger, talentvoller und äusserst pflichttreuer junger Mann, in New-York gestorben sei. Das war ein harter Schlag für den Vater. Er erging sich jedoch nicht in lauter Klage, sondern verschloss den Schmerz in seinem Innern und ertrug ihn mit Fassung. Wer aber unserm Freunde näher stand, dem konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, dass der herbe Verlust seine Gesundheit ernstlich erschütterte. Von dieser Zeit an traten mehrmals Anfälle von Schwindel und Ohnmacht ein. Farner hoffte durch Badekuren und eine Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien die gesunkenen Kräfte wieder zu heben. Im Frühjahr 1883 stellte sich ein bedenklicher Husten ein, den der behandelnde Arzt einem chronischen Kehlkopfkatarth zuschrieb, in welchem, vereint mit anderen Symptomen, er aber zugleich den Anfang der Lungenschwindsucht erkannte. Trotz aller Bitten und Vorstellungen gönnte sich Farner keine Ruhe; mit Aufbietung aller Kräfte hielt er bis zu den Sommerferien noch Schule.

Nach der Verordnung des Arztes suchte er Heilung in *Baden* und in der stärkenden Luft *Schwarzenbergs*. Allerdings trat momentane Erleichterung, aber keine gründliche Besserung ein. Gleich allen denjenigen, die an der nämlichen Krankheit gelitten haben, erkannte Farner die Gefährlichkeit seines Zustandes nicht, bis die Vorzeichen der baldigen Auflösung eintraten. Von der Wiederkehr des Frühlings hoffte er Genesung, und wie gerne hätte er noch gelebt! 47 Jahre waren nahezu verflossen, seitdem er das Lehramt angetreten hatte, und nach Verfluss von weiteren drei Jahren hätte er das fünfzigjährige Jubiläum feiern können. Dann wollte er ausruhen von den Mühen und Sorgen des beruflichen Lebens. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen! In den letzten Tagen des April stellten sich Delirien ein, und am Sonntag den 4. Mai verschied unser Freund nach mehrstündigem Todeskampfe.

Mittwochs den 7. Mai wurde die sterbliche Hülle der Mutter Erde übergeben. Gross war die Trauer um den geliebten Toten und überaus zahlreich das Leichengeleite. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens eine Stelle aus der Leichenrede hier zu reproduzieren: „Der Verewigte war durchdrungen von der hohen Mission seines Berufes, und er versah seinen Posten mit jener aufopfernden Treue, die sich selbst nie genug tun kann und die der edelste Schmuck eines Mannes und zumal eines Lehrers ist. Er besass nicht den Ehrgeiz, sich einen Namen zu machen in der Welt; aber *den* Ehrgeiz hatte er, in der Schule und für die Schule ein ganzer Mann zu sein, das Gute, wo es sich fand, zum Besten seiner Schule zu verwenden und die erzieherische Aufgabe an den Kleinen stets als gross anzusehen.“

Droben auf dem stillen Friedhofe Rehalp wurde Farner zur ewigen Ruhe gebettet. Mit ihm ist einer der würdigsten und begabtesten Schüler Scherrs, ein wahrer Apostel der Humanität, zu Grabe gestiegen. Ruhe im Frieden, teurer Freund!

G.

Rüeggs Lesebücher für die Oberschule.

(Ein Beitrag zur Kritik derselben. Konferenzvortrag.)

V.

Ebenso eingreifende Veränderung, wie die Geschichte, erfährt in Rüeggs Lesebüchern die *Geographie*. Scherr geht von den allgemeinen geographischen Grundbegriffen, als: Horizont, Himmelsgegenden, rechtes und linkes Flussufer etc., aus. Er abstrahiert aber diese Begriffe nicht von der lebendigen Anschauung, sondern träumt sich mit seinen Schülern eine Luftschiffahrt und schildert den Ausblick, den er von da aus auf all' die verschiedenen Formationen der Erdoberfläche haben müsste. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, dass diesem Geographieunterrichte ein richtig vorbereitender Anschauungsunterricht in den Unterklassen vorangegangen sei und es daher nur der Wiedererweckung der schon vorhandenen Begriffe von Berg, Hügel, Tal, Fluss und See, Eisenbahn, Stadt, Dorf etc. bedürfe. Von dieser blossen Aufzählung der wichtigsten Landschaftsteile geht er zur elementaren Kartographie über, die er mit der lakonischen Erklärung abtut, dass in einer Landkarte des beschränkten Raumes halber nicht ein Bild, sondern ein bloss andeutungsweise Zeichen für jeden Landschaftsteil geboten werden könne, dass ein Berg als reich strichirte Fläche, ein Fluss als geschlängelte Linie etc. vorgestellt werde. Mit dieser elementaren Kartenlehre begnügt sich Scherr; es ist ihm genug, dass der Schüler die absolute Bedeutung der Kartenzeichen kenne; um schärfere Durchbildung der kartographischen Begriffe durch Zurückgehen auf ihre Elemente und methodischen Aufbau auf diese letztern ist es ihm nicht zu tun. Alles, was er Bezügliches weiter bietet, basirt er auf diese primitive Kartenlehre; schon im dritten Abschnitte (des vierten Schulbuches) geht er zu den Kantonsgrenzen, im vierten zur Stadt St. Gallen und im fünften zu den Bezirksbildern über. Von da an ist Scherrs Geographieunterricht vorwiegend Gedächtnisunterricht. Lage und Grenzen, Berge und Gewässer, Ortschaften und Verkehrswege kommen erst bezirks-, im fünften Schulbuche kantons- und im sechsten ländersweise zur Sprache, werden gelesen, auf der Karte gesucht oder gezeigt und dann memorirt. So ist Scherrs Geographie wesentlich Ursache geworden, dass der Geographieunterricht zum grossen Teil einem schablonenmässigen Mechanismus, einem gedankenlosen Ablesen von Namen aus der Karte und geistlosen Herleiern von Bergen, Flüssen etc. verfallen ist. Ein geographischer Barbarismus aber müssen die langatmigen Beschreibungen der Kantonshauptorte genannt werden, wenn nicht der gesunde Menschenverstand den Lehrer vor ihrem Gebrauche bewahrt. Es spricht doch gewiss allem Anschauungsunterrichte Hohn, wenn in einem Schulbuche ohne alle und jede Veranschaulichung Beschreibungen schweizerischer Städte von 1—2 Seiten Umfang vorgeführt werden. Der Mangel jeglicher Illustrationen in Scherrs Schulbüchern ist überhaupt eine heutzutage in keiner Weise mehr zu beschönigende Veründigung gegen das Prinzip der Anschauung und ein schwerwiegender Grund, dass Rüegg und Eberhard mit ihren vorzüglichen Holzschnitten das Feld gegen Scherr behaupten werden.

Während Scherr die geographischen Grundbegriffe als bekannt voraussetzt, geht die ganze Geographie in Rüeggs viertem Schulbuche auf Befestigung in den Elementen der Geo-Kartographie aus. Den Ausgangspunkt bildet hier das Schulhaus und seine Umgebung und um dem Lehrer für alle denkbaren lokalen Verhältnisse Wegleitung zu geben, geht er nicht von einer wirklichen, sondern von einer gedachten, sog. Ideallandschaft aus. Er nennt das Schuldorf Aadorf, beschreibt sehr einlässlich das Schulhaus und seine Umgebung und stellt diese in mehreren Plänen verschiedenen Masstabes kartographisch

dar. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, dass es hoffentlich keinem Lehrer in den Sinn kommt, seine Schüler mit all' den Ortschafts-, Berg- und Flussnamen dieser Ideallandschaft zu quälen oder auch nur die sich hieranschliessenden Lesestücke in der Art gewöhnlicher Lesestücke zu behandeln; sie sind mehr als erläuternder Text für die Abbildungen und Kärtchen aufzufassen und finden wohl die methodisch beste Verwertung, wenn sie als Grundlage für kartographische Darstellungen der eigenen Heimat dienen. In diesem Sinn ist die Geographie des vierten Rüeggschen Schulbuches unstreitig die rationellste, weil naturgemässeste und gründlichste Einführung in den geo-kartographischen Unterricht der Volksschule. Sie befähigt den Schüler nicht nur zu einem wahren Verständnis der Karte, sondern auch dazu, sich auf jedem Fleck Erde kartographisch zurechtzufinden, von jedem Hause und seiner Umgebung sich einen elementaren Situationsplan, von jeder Gegend ein primitives Kärtchen anfertigen zu können. Leider lassen die Kärtchen des Schulbuches hinsichtlich Korrektheit der Zeichnung viel zu wünschen übrig. Die neuen Auflagen des Buches — zweite und dritte — haben zwar die grössten Fehler der ersten Auflage verbessert, aber enthalten deren noch jetzt so viele, dass wir sie in Kürze hier skizzieren wollen. Sie sind alle derart, dass schon ein Schüler bei vergleichender Betrachtung der Kärtchen und mittelst geeigneter Katechese ab Seite des Lehrers zu ihrer Erkenntnis kommt. Wir erlauben uns im Verlaufe folgende Abkürzungen: N = Naturbild des Schulhauses; G = Grundplan desselben; U = Plan der Umgebung der Schulliegenschaft; D = Dorfgelände- und T = Talgeländeplan.

1) Der nördliche Schulplatz erscheint im N. grösser als im G. Zwischen dem Turnhause und der östlichen Hecke des Schulgutes ist im N. ein weiter Raum, der wenigstens eine Turnhauslänge breit erscheint; im G. sind Turnhaus und Hecke ganz nahe — kaum eine Heckenbreite — beisammen.

2) Reck und Barren sollten — so gut wie die Gartenzaunpfähle — als unbewegliche Gegenstände auch im G. angemerkt sein.

3) Die vier Gartenbeete sind im N. viereckig, im G. sind vier zusammenstossende Ecken der Beete kreisförmig ausgeschnitten.

4) Im G. steht der Baum mitten im Garten in kreisrundem Beet, im N. ohne solches.

5) Im N. berührt die westliche Flanke des Turnhauses den östlichen Gartenzaun; im G. steht es in angemessener Entfernung — Wegbreite — davon.

6) Der Gartenzaun, ein „Steckenzaun“, ist im G. nur auf zwei Seiten durch kleine Vierecke angedeutet, auf der Südseite dagegen sonderbarer Weise weggelassen.

7) Der Weg, dem südlichen Zaun entlang, zwischen den zwei südlichen Gartenbeeten und der Mauer, ist im Vergleich zum mittlern Weg viel zu breit (vergl. Grundplan).

8) Die Bäume am Ost- und Westrand der Schulliegenschaft, wie sie im G. gezeichnet sind, fehlen ganz im N. Die Bäume stehen im Hintergrunde des N. jenseits statt diesseits der lebendigen Hecke.

9) Auch nur einige Berücksichtigung der Perspektive verlangt, dass im N. die Gegenstände mit zunehmender Entfernung kleiner erscheinen. Nach Massgabe des N. sollte der Platz östlich vom Schulhause auch im G. mindestens doppelt so breit als der westliche Platz, der jetzt mit ihm gleiche Breite hat, sein.

(Schluss folgt.)

AUS AMTLICHEN MITTEILUNGEN.

Zürich. Herr Jak. Kunz von Kehlhof-Berg (Thurgau) erhält nach abgelegter Prüfung das Diplom für das höhere Lehramt in den Fächern des Französischen und Englischen mit der Gesamtnote „wohlbefähigt“.

In ausserordentlicher Prüfung für Naturgeschichte (Botanik, Zoologie, Mineralogie und Geologie) erhält Herr Gustav Nussberger von Lenzburg das Wahlfähigkeitszeugnis für die Sekundarschulstufe in den genannten Fächern.

In Verbindung mit dem Präparirsaal der Anatomie wird ein Leichenbehälter erstellt, um das für die Präparirübungen und die chirurgischen Operationskurse notwendige Leichenmaterial besser konservieren zu können.

Zur Abnahme der Fähigkeitsprüfungen an der Bauschule und an der mechanischen Schule des Technikums wird eine Kommission aus fünf Mitgliedern ernannt, welche theils aus den betreffenden Gewerben, theils aus der Aufsichtskommission, theils aus der Lehrerschaft bestellt und welcher der Direktor des Technikums als beratendes Mitglied beigegeben ist.

ALLERLEI.

— *Der Verein deutscher Zeichenlehrer.* In den Pfingsttagen fand zu Berlin eine Ausstellung von Schülerzeichnungen statt, die der Verein deutscher Zeichenlehrer veranstaltet hatte. Lautlos und schmucklos wurde sie eröffnet und ebenso geschlossen; weder die Stadt, in der ausgestellt wurde, noch sonst jemand hatte ein Wort des Willkommens für die zahlreichen Besucher der Ausstellung, die zum grössten Teile Fachgenossen, und aus ganz Deutschland herbeigeeilt waren. Und dennoch bezeichnete diese Ausstellung einen sehr grossen Fortschritt, einen Fortschritt jener stillen treuen Arbeit, die ihr Gentige findet in glänzenden Kinderaugen. Die Zeichenstunde war früher eine Spielstunde, eine Stunde, in der Allogria getrieben und nebenbei einige Landschaften, Tiere, Menschenköpfe gezeichnet wurden. An die Zeichnungen legte der Lehrer die letzte Hand, er machte sie fertig, d. h. er zeichnete sie eigentlich erst. Dann wurden sie unter Glas und Rahmen gebracht und waren jahrelang Hauptschmuck und Erinnerungsstücke. Das ist jetzt fast überall anders geworden. Landschaften und Tiere werden nicht mehr gezeichnet; man meint, wer ein Tier zeichnen wolle, müsse zuerst eine gerade Linie zeichnen können, und wer ein Haus abmalen wolle, müsse doch zuerst wenigstens einen Würfel darstellen können. Man hat die Aufgaben dem Verständnisse und dem Können der Schüler angepasst, so dass des Lehrers Nachhülfe entbehrlich geworden ist. Die Zeichenstunde ist jetzt eine Arbeitsstunde. Ganz leicht ist dieser Übergang nicht geworden und er erregt noch heute manches Kopfschütteln bei den Eltern, denen die Kinder jetzt keine Schaustücke, sondern Quadrate, Dreiecke und sonstige Polygone und Flächenornamente nach Hause bringen; die Schüler aber stehen sich gut dabei.

Zunächst wendet sich der Verein gegen die Stigmo-graphie, d. i. das Zeichnen im Linien- und Punktnetz, wie gegen jedes Zeichnen in den drei ersten Schuljahren (6.—9. Lebensjahr). Er erklärt, das Zeichnen sei in diesen Jahren nicht notwendig, da es auf den spätern Zeichenunterricht ohne Einfluss bleibe; es sei Zeitverschwendung, da die Leistungen nicht der verschwendeten Zeit entsprechen und die Jugend vom Spiele und frischer Luft zurückgehalten werde; es sei schädlich, da es nach dem Urtheile vieler Augenärzte das jugendliche Auge angreife; es belaste den Lehrer der ein- und zweiklassigen Schule in ungehöriger Weise und leite die Kinder zu Gedankenlosigkeit und Flüchtigkeit. Der Verein bekämpft

alsdann das Körperzeichnen nach der sogenannten Hamburger Methode, das Zeichnen kleiner Holzkörper, an denen perspektivische Verkürzungen nicht wahrgenommen werden können, im Einzelunterrichte. Dasselbe führt ebenso wie das Zeichnen im Linien- oder Punktnetze zu verständnisloser Arbeit und geistiger Stumpfheit. Empfohlen wird dagegen das Zeichnen nach grossem Draht- oder Holzmodelle im gemeinsamen (Massen-) Unterricht. Die „Grundsätze“ des Vereins setzen auch die Farbe in ihr Recht; sie soll nicht bloss gezeigt und gesehen, sondern auch angewendet werden. Endlich sucht der Verein dahin zu wirken, dass in den oberen Klassen das Zeichnen der menschlichen Figur, das durchaus künstlerisches Geschick voraussetzt, aufhöre und das Ornament zur Geltung komme. Die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen vom März 1882 haben dem letztern Verlangen bereits Rechnung getragen.

Mit der Ausstellung war zugleich die Hauptversammlung des Vereins deutscher Zeichenlehrer verbunden. Sie war so zahlreich besucht wie bisher noch nie, 180 resp. 120 Mitglieder nahmen teil. Nach ihren Beschlüssen soll die Zeitschrift des Vereins (welche Vakanzen in Zeichenlehrerstellen unentgeltlich inserirt) von Neujahr an dreimal monatlich (ohne Preiserhöhung) erscheinen. Zum Vorsitzenden wurde gewählt Prof. Dr. Hertzner-Berlin W. Frobenstr. 14., zugleich Redaktor der Zeitschrift, von dem auch sonst jede Auskunft über den Verein und seine Bestrebungen zu erhalten ist.

— *Strafbares Klavierspiel.* In Bamberg wurde unlängst ein 17jähriges Mädchen beschuldigt, abends zwischen 8 und $1\frac{1}{2}$ 11 Uhr bei geöffneten Fenstern Klavier gespielt und sich dadurch nach § 360 des bayerischen Polizeistrafgesetzes eines grossen Unfugs schuldig gemacht zu haben. Die Nachbarn behaupteten, Frä. Emilie, so heisst die junge Schöne, habe das Klavier „furchtbar malträtirt“. Das Schöffengericht verurtheilte die Angeklagte wegen groben Unfuges und erkannte auf eine Strafe von 1 Mark und Tragung sämtlicher Kosten.

LITERARISCHES.

Kupfermann, Turnunterricht und Jugendspiel. Breslau, Ferdinand Hirt.

Es soll dieses Buch eine Anweisung zur Durchführung der vom Kultusminister Gossler erlassenen Anordnungen betreffend das Turnen und die Jugendspiele sein. Der Rezensent kann sich für die angestrebte bedeutende Ausdehnung der Spiele nicht begeistern. Von Freübungen ist in dem Buche nur insoweit die Rede, als dieselben zur Ausführung der Reigen dienen: Übungswechsel, Übungsreihen, Übungsketten — nichts Neues; all' dies findet sich viel einlässlicher im Reigenbuche von Jenny. Dann folgen Reigen, wobei jedoch wenig Unbekanntes, darunter auch Aufzüge von Jenny, Euler, Spiess. Endlich folgen die Spiele, 39 Nummern; auch die meisten dieser sind bekannt, so dass Referent nicht einzusehen vermag, dass die Erstellung des Buches „die Folge eines tiefgefühlten Bedürfnisses“ sei. Wenn das, was das Buch bietet, der ganze Stoff für das preussische Turnen, und wäre es auch nur das Mädcheturnen, sein soll, so verdient dies von anderen Staaten nicht nachgeahmt zu werden. Denn erstlich sind in dem Buche die Freübungen so viel als gar nicht berücksichtigt; zweitens entbehrt die Vorführung der Reigen der richtigen Grundlage, nämlich des Betriebes der Ordnungsübungen, worin die Gefahr liegt, dass die Reigen unpädagogisch betrieben werden und im Turnunterrichte zu sehr in den Vordergrund treten. Spg.

Anzeigen.

Ausschreibung.

An der Primarschule in Müllheim ist auf den Winterkurs eine Lehrerstelle für die I. und II. Schulklasse mit einer Jahresbesoldung von 1000 Fr. nebst freier Wohnung und Pflanzland, eventuell einer entsprechenden Geldentschädigung, provisorisch zu besetzen.

Bewerberinnen auf diese Stelle haben ihre Anmeldung im Begleite ihrer Zeugnisse spätestens bis 25. des lauf. Monats August bei der unterfertigten Stelle einzureichen.

Frauenfeld, den 5. August 1884.

Erziehungsdepartement des Kantons Thurgau.

Es sind erschienen und durch alle Buchhandlungen der Schweiz und des Auslandes zu beziehen:

Schweizerische Volkslieder.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Ludwig Tobler,

Professor der deutschen Sprache an d. Univ. Zürich.

Der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“ vierter Band.

25 Bogen in Mediävaleschrift auf Chamoispapier.

Preis br. 6 Fr. In weissem Liebhaberband 8 Fr.

Um den reichen und kulturgeschichtlich ebenso wie poetisch interessanten Inhalt dieses Buches Jedermann erkennen zu lassen, verweisen wir auf folgende summarische Uebersicht desselben:

In der 150 Seiten starken Einleitung erörtert der Herausgeber zunächst Begriff und Quellen der Historischen Volkslieder der deutschen Schweiz und gibt ein chronologisches Verzeichnis derselben. Der zweite Abschnitt der Einleitung behandelt die Allgemeinen Volkslieder, deren Alter und Verbreitung, Sprachform u. s. w. und schliesst mit einer Uebersicht der zwei Kategorien derselben: Geistliche und weltliche Volkslieder, welche beide in epische und lyrische zerfallen. Die lyrischen weltlichen Volkslieder bilden vier Unterabtheilungen: 1. Liebe und Kiltgang, 2. Hausrath und Hochzeit, 3. Stände, 4. Sitte und Geselligkeit, Jahreszeitfeste, Thierleben. — In gleicher Weise sind die Texte der Volkslieder selbst, welche 228 Seiten füllen, eingetheilt, und den Anhang bilden Gebete, Alpsegen, Nachtwächterrufe und Reimsprüche.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek

(billigste u. reichhaltigste Sammlung
von Klassiker-Ausgaben),

wovon bis jetzt 1800 Bändchen erschienen
sind, ist stets vorrätig in

J. Huber's Buchhandlung
in Frauenfeld.

PS. Ein detaillirter Prospekt wird von
uns gerne gratis mitgeteilt und beliebe man
bei Bestellungen nur die Nummer der Bänd-
chen zu bezeichnen. Einzelne Bändchen
kosten 30 Cts.

Den Herren Lehrern

teilen wir mit, dass die Häuselmannschen
Zeichenwerke bei uns vorrätig sind.

J. Huber's Buchh. in Frauenfeld.

Im Verlag von Bleuler-Hausheer & Co.
in Winterthur erschienen soeben und ist
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Biographie Pestalozzi's.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Volkserziehung.

Von H. Morf,

a. Seminardirektor und Waisenvater in
Winterthur.

II. Teil:

Pestalozzi und seine Anstalt in der
2. Hälfte der Burgdorferzeit.

18 Bogen gr. 8°. Fr. 4.

Vakante Professur

infolge Resignation an der städtischen
Gymnasialabteilung in Zug für Latein und
Griechisch, nebst Aushilfe im Religions-
unterrichte, verbunden mit geistlicher
Pfründe, mit 1800 Fr. Jahresgehalt; Messen-,
Akzidentien- und Präsentgelder nicht in-
begriffen, bei zirka 24 wöchentlichen Unter-
richtsstunden. Aspiranten haben sich unter
Beilegung ihrer Schul- und Sittenzeugnisse
nebst Ausweis über ihren Studiengang und
ihre bisherige praktische Wirksamkeit bei
Herrn Stadtpräsident C. Zürcher bis den
23. dies anzumelden. Die Wahlbehörde
behält sich freie Zuteilung der Fächer vor.
Schulantritt den 30. September 1884.

Zug, den 2. August 1884.

Namens des Einwohner- u. Kirchenrates:
(H 2548 Z) Die Einwohnerkanzlei.

Die Kunst der Rede.

Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik

von

Dr. Adolf Calmberg.

Preis 3 Fr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von V^o E. Muller-Darier,
— Coppet près Genève. —

Georg's (Dr. L.) *Elementar-Grammatik der
französischen Sprache* mit stufenweise
eingeleiteten Sprechübungen und zwei
Wörterverzeichnissen. Eine praktische
Anleitung, die franz. Sprache in kurzer
Zeit verstehen, sprechen und schreiben
zu lernen. 13. Aufl. 343 S. Fr. 3. 50.
(Schlüssel dazu Fr. 3. 75.)

Favre, E., *Lectures allemandes od. Deutsche
Lesestücke*, stufenweise geordnet zum
Uebersetzen ins Französische für Gym-
nasial- und Realschüler bearbeitet. 12.,
mit einem deutsch-franz. Wörterverzeich-
nisse vermehrte Aufl. 300 S. Fr. 3. 50
(Schlüssel dazu geb. 7 Fr.).

Favre et Strebinger, *Cours gradué de
thèmes allemands destinés à être traduits
du français en allemand*. 9^{me} édit. avec
vocabulaire. 326 S. Fr. 3. 50 (Schlüssel
dazu geb. 7 Fr.).

Favre, *Handbuch der franz. und deutschen
Umgangssprache*. 12° 325 S. eleg. geb. 3 Fr.

Kataloge u. Freixempl. werden auf Ver-
langen der HH. Prof. v. Verleger gesandt.
Cours de langue allem., anglaise, grecque.
Recueils de Chants. 3 vol. Théorie de
musique.

Soeben ist im Verlag der Unterzeich-
neten erschienen und in jeder Buch-
handlung zu haben: (O V 137)

Resultate zu den Aufgaben

für den
geometrischen Unterricht

in der Volksschule
von H. Huber, Lehrer.

Preis 60 Rp.

Gekrönte Preisschrift.

Orell Füssli & Co. Verlag in Zürich.